

Nr. 226 Bydgoszcz / Bromberg, 4. Oktober 1938

# Ein Mann, ein Schiff, ein Mädchen

Roman von Hans Langkow.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dem hellen, friedlichen Sonntag war ein arbeitsreicher Montag gefolgt.

Wieder dröhnten die Dreschmaschinen auf den Feldern, wieder trieben die Weidereiter die Rinder, besserten Fenzen aus, kurierten an kranken Tieren herum, wieder rasselten die Fuhrwerke und Autos zwischen der Farm und der Station hin und her. Wieder waren fleißige Hände beschäftigt auf den Feldern und Weiden, in den Scheuern, Schuppen und Ställen.

Aber Georg Bruck hatte keinen Blick mehr dafür. Heute schon war der Abreisetag. Er hatte mit tatkräftiger Schnelle gehandelt.

Der Tisch auf der Veranda, der gestern das bunte friedliche Kaffeegeschirr gesehen, war mit Papieren bedeckt. An der einen Seite saß Lossy Light mit ihrer Schreibmaschine und tippte eifrig. Über jeden Absatz des Schriftstückes setzte sie das Paragraphenzeichen.

Zwei stabile, aber nicht allzu große Koffer standen bereits gepackt in einer Verandaecke. Auf einem von ihnen saß Manuel Ortez, glattrasiert und in seinem neuen, aus Middletown besorgten Flanellanzug war er kaum wieder zu erkennen. Er rauchte still seine alte zerkaute Pfeife und hörte aufmerksam auf das, was verhandelt wurde. Ebenso still saß Evelyne blaß und bedrückt in ihrem Schaukelstuhl. James Coxton lehnte mit einem gespannten Zug in seinem klugen Gesicht am Geländer, entwickelte, was zunächst zu tun sei.

Er warf einen Blick auf die große Karte, die halb über dem Tisch lag.

„Wir nehmen den Nachmittagszug nach Chikago. Von dort haben wir Anschluß an die Fluglinie nach New-Orleans. Dort vervollständigen wir unsere Ausrüstung, werben noch zwei oder drei handfeste Männer an. Weiße müssen es natürlich sein, die ein bißchen in die Welt hineingerochen haben und auf die man sich verlassen kann. Dann auf das Schiff."

„Es fährt keine direkte Linie nach Georgetown", bemerkte Ortez.

Bruck nickte.

„Weiß ich. Wir wollen auch nicht mit einem Luxusdampfer als Sonntagsausflügler reisen. Es ist besser, wenn man eigene Planken unter den Beinen hat. Ich denke, wir mieten uns in New-Orleans einen kleinen Tramdampfer, irgend einen Küstenstrolch, den wir in Guayana sozusagen als Operationsbasis benützen können."

Coxton schien begeistert.

„Einen Tramdampfer, Mister Bruck, das ist aber doch —"

Der junge Farmer lachte.

„Nicht vornehm genug, denken Sie vielleicht, Coxton. Aber es ist dafür praktisch. Wenn er nicht allzu tief geht, können wir mit ihm in die Guaranimündung hinein und mindestens bis an die obersten Stromschnellen fahren. Dort lassen wir den Dampfer als Operationsbasis zurück und können dann, je nach der Lage, in Booten oder auf dem Landwege nach dem Dorf vorstoßen in dem sich Bob befindet. Es kann auch nichts schaden, wenn wir einen handfesten Kapitän und ein paar kräftige Seeleute als Rückhalt haben. Begriffen?"

Manuel Ortez klatschte lebhaft in die Hände.

„Man sieht, daß Sie von den Dingen da draußen eine Ahnung haben."

„Die Vollmachten sind fertig, Mister Bruck."

Lossy Light riß den letzten Bogen aus der Maschine. Georg Bruck nahm das Geschriebene in die Hand und beugte sich zu Evelyne vor.

Der Klang seiner Stimme wurde feierlich.

„Evelyne, hiermit lege ich die Verwaltung all dessen, was ich habe, in deine Hände. Sorge für mein Eigentum, das einmal auch das deine wird. Wache über das Wohl meiner Leute. Korte wird dich in allen Dingen beraten, die Hof und Feld angehen. Ich habe schon mit ihm gesprochen. Er ist treu, er ist ehrlich. Allerdings, es kann ja auch sein, daß du einmal einen geschäftlichen Rat brauchst. Hier ist Mister Coxton. Er war oft und lange mein Gast, ich hoffe, er wird dir ebenfalls einen ehrlichen Rat und seine Unterstützung nicht versagen, wenn du sie brauchst. Nicht wahr, Mister Coxton?"

Über dem klugen Gesicht des Chikagoer Geschäftsmannes lag es einen Augenblick wie ein Schatten. Dachte er daran, daß er das Eigentum und die Habe des Mannes bewahren helfen sollte, der ihm bei Evelyne ten Schaulen den Rang abgelaufen hatte? Oder um was ging sein innerer Kampf?

Es war nur ein sekundenlanges Zögern.

Dann streckte er Georg Bruck die Hand entgegen.

„Ich werde Miß ten Schaulen zur Seite stehen, wenn sie mich braucht. Ich werde, soweit es sich mit meinen Chikagoer Geschäften vereinbaren läßt, meinen Aufenthalt im „Amerikanischen Adler" in Middletown haben und immer zu erreichen sein. Außerdem kann ich Miß ten Schaulen für untergeordnete Buchungsarbeiten und dergleichen gelegentlich auch meinen neuen Sekretär, Mister Peaser, zur Verfügung stellen, — —"

Er unterbrach sich und sah zu Lossy Light hinüber, die ihm hinter der Schreibmaschine hervor einen bösen Blick zuwarf.

„— — denn Miß Light kann ich wegen ihrer Tüchtigkeit schlecht entbehren — —" vollendete Coxton.

Worauf Lossy Light wieder strahlte.

Bruck sah den Chikagoer freundlich an.

„Danke, Mister Coxton."

Dann wandte er sich zu Evelyne. Noch immer hatte sie kein Wort gesprochen. Ihre Blicke ließen nicht von dem Verlobten. Wie er da vor ihr stand, stolz aufgerichtet,

ganz Wille und Entschluß, ganz schon vertieft, in die Einzelheiten des großen Abenteuers, das ihn erwartete, da war es ihr, als ob sie sein Bild voll in sich aufnehmen müßte, als einen Schutz und eine Mahnung für böse, gefahrvolle Tage, die vielleicht auch für sie und die Bruckfarm kommen konnten.

„Sei tapfer, Evelyne. Zeige, daß du eine rechte Farmersfrau werden willst."

Sie streckte ihm die weiße, gepflegte Hand entgegen. Sie glaubte wirklich, was sie sprach — glaubte es in diesem Augenblick.

„Ich will, Georg."

Er erwiderte ihren Händedruck. Leise sagte er.

„Ich komme wieder, Evelyne."

Dann unterschrieb er mit ruhiger und sicherer Hand die Vollmachten.

*

Nun war Georg Bruck und Manuel Ortez schon drei Tage in New-Orleans, aber ein Schiff, wie er es sich wünschte, hatte er noch nicht gefunden. Die Ausrüstung war vervollständigt. Ortez hatte zwei Männer angeworben, die die Expedition begleiten sollten. Wenn Bruck allerdings an die beiden dachte, die Ortez da aufgegabelt hatte und die nun schon seit 48 Stunden in einem Boardinghouse für Seeleute auf seine Kosten herumlümmelten, dann mußte er sich sagen, daß der Mexikaner nicht den besten Griff getan hatte.

Der eine der Angeworbenen war ein Landsmann des Mexikaners, ein langer Kerl, der sich Pedro Nunez nannte. Sein Hauptkennzeichen war eine tiefe Narbe vom linken Auge bis zum Kinn. Es versöhnte nur mit ihm, daß er behauptete, schon in Guayana gewesen zu sein und gut schießen zu können. Das war für die Expedition vielleicht von Wichtigkeit.

Der andere Geselle hieß Jack Higgins, es war ein käsiger, untersetzter Bursche und gab sich für einen ehemaligen Preisboxer aus. Er wies Papiere vor, nach denen er einmal Korporal in der Armee von Venezuela gewesen war. Nun, das konnte stimmen, oder nicht stimmen. Georg hätte sich bessere Leute gewünscht. Aber in der Eile mußte man eben nehmen, was man bekam. Jede verlorene Stunde konnte den Tod des Mannes bedeuten, den er retten wollte.

Bei einem Heuerbaas im Hafen war es, wo Georg Bruck endlich von einem Kapitän hörte, der für ihn passen konnte.

Der Heuerbaas ein fettiger, rothaariger Mann, der zur Betonung seines seemännischen Charakters zu einem schmierigen Hemd und weiten blauen Hosen eine verwitterte blaue Mütze trug, hatte Bruck in seinem kleinen, mit Seekarten, Karteikästen, und Listen vollgepfropften Büro empfangen. Kaum hatte der junge Farmer sein Anliegen hervorgebracht, als sich der Fette mit wieselhafter Geschwindigkeit erhob.

„Das ist was für Kapitän Burns. Er liegt hier mit seinem Kasten noch rum. Ich sah ihn erst gestern."

Er unterbrach sich plötzlich, als habe er schon zuviel gesagt, und streckte die Hand aus.

„Fünfzig Dollar, die Auskunft, sir." Und als Bruck ihm schnell begreifend das Geld in die Hand drückte, fuhr er in einem Atemzug fort: „Ich bin gewiß, der Kapitän ist noch hier."

Er riß behend ein kleines Fenster auf, das zu dem großen Raum führte, in dem die heuerlosen Seeleute zu warten pflegten.

„He, Fred — komm mal her. Bring doch den Gentleman hier zum „Haifisch" zu Kapitän Burns." Und zu Bruck gewandt fügte er hinzu. „Geben Sie dem Jungen eine Kleinigkeit für den Weg. Er ist kein übler Kerl."

Fred, der gleich darauf erschien, entpuppte sich als ein breitschultriger, gewandt aussehender junger Mann mit einem blonden Scheitel und unwahrscheinlich blauen Augen. Er trug einen Wollsweater und eine blaue Seemannsmütze.

„Zur Stelle, sir!" meldete er sich.

„Das ist der Gentleman, der zu Burns will."

Der Heuerbaas zeigte mit dem Daumen auf Bruck und wandte sich wieder seinen Papieren zu: „Bye, bye, sir und viel Glück in Guayana."

Georg Bruck trat mit seinem Begleiter in den Lärm des Hafens hinaus. Unter der südlichen Sonne wimmelte ein eifriges Leben und Treiben. Farbige Schauerleute schleppten in langen Reihen Säcke über den Steg zu einem Schiff. Lastwagen erschütterten das Pflaster des Kais, Kräne hoben und senkten kreischende Arme. Hafenbummler lagen gummikauend, gefährlich dicht am Rande der Kaimauer in der Sonne. Makler und Firmenangestellte rannten mit flatternden Verladelisten hin und her. Sie schrien unverständliche Worte in die Luft und fuchtelten mit den Armen. Matrosen zogen singend, Arm in Arm in langen Reihen vom Schiff kommend, zum ersten tiefen Trunk nach langer Fahrt.

Karren, Autos, Pferdewagen, Kisten, Ballen, Balken und Menschen bildeten mitunter ein scheinbar unentwirrbares Durcheinander. Bis ein riesiger Schutzmann, den Hikorystab am Handgelenk, mit einigen irischen Flüchen und weit ausladenden Handbewegungen, wie durch Zauberei Ordnung schuf. Dies alles brandete und flutete um das große Hafenbecken, mit seinem Wald von Schornsteinen und Masten, von Antennen und Luftschächten.

„Das ist Leben", sagte Georg Bruck mehr zu sich selber, als zu seinem schweigenden Begleiter.

Der nahm das Wort auf.

„Mag es nicht mehr sehen, sir, — ich sehe es schon viel zu lange. Ich pfiffe auf New-Orleans und auf die Staaten, wenn ich nur heim könnte."

Georg Bruck sah seinen Begleiter aufmerksam an.

„Heim? Sind Sie nicht Amerikaner?"

Der Mann machte eine beinahe wegwerfende Handbewegung.

„Ich bin Deutscher. Ich treibe mich schon an die zehn Jahre in der Welt herum. Sie kennen das vielleicht nicht, sir. Ich war Tellerwäscher, Farmhand, zuletzt dann bei der christlichen Seefahrt. Vor drei Monaten bin ich von Kap Horn gekommen. Hier in New-Orleans brennt uns der Zahlmeister mit dem neuen Anzug des Kapitäns durch. Unsere Seefahrtsbücher und Kasse hat er auch mitgenommen. Wir konnten kaum richtig abmustern, und mußten zum Konsulat. Die müssen nun rückfragen in der Heimat, ich verstehe das, es muß ja alles seine Ordnung haben. Aber ich sitze hier, kann nicht weg und habe es nun satt bis oben an."

„Gibt es denn keine Gelegenheit für Sie, sich nach Deutschland rüber zu arbeiten?"

Der Mann zögerte.

„Die gibt es schon, sir. Jederzeit kann ich nach Deutschland. Habe nichts ausgefressen. Ich will aber nicht in der alten Heimat mit nichts in der Tasche erscheinen. Das ist nicht nach meinem Geschmack. Es brauchen keine Millionen zu sein, aber ich will nicht zu meinen Leuten auf den Hof in der Mark kommen mit keinem roten Cent. Ein paar hundert Dollar sollen es schon sein, ich muß sie aber erst ersparen. Dann geht es heim."

Wieder musterte Georg Bruck den jungen Mann von der Seite. Er gefiel ihm. Das schien doch ein anderer Kerl zu sein, als die undurchsichtigen Gestalten, die Ortez angeworben hatte.

Bruck blieb stehen.

„Wenn Sie Gelegenheit bekämen, die paar hundert Dollar, oder sagen wir schon tausend, wenn's gut geht, zu verdienen? Es ist aber eine Sache, bei der es auf Tod und Leben geht."

Die blauen Augen blickten Bruck aufmerksam an.

„Ich fürchte keine Gefahr", sagte er zögernd, „aber krumm dürfen die Sachen nicht sein. Ich habe noch nie etwas gegen die Gesetze getan und will es auch in Zukunft nicht tun. Auch nicht um tausend Dollars."

Bruck schlug dem Mann auf die Schulter.

„Sie können beruhigt sein, es ist die beste Sache von der Welt. Kommen Sie mit rein und hören Sie, was ich Kapitän Burns erzähle."

„Gemacht, sir", sagte der Deutsche, während er zugleich die Tür einer Kneipe aufriß.

„Wir sind im „Haifisch“, sir. Und da sitzt auch Kapitän Burns.“

Georg Bruck mußte sich in dem Menschengewimmel des rauch- und lärmerfüllten niedrigen, schwarzgetäfelten Raumes erst zurechtfinden.

Die rohen Holztische ringsum waren besetzt von Seemännern aller Nationen. Das lachte, fluchte und prahlte, stritt und sang in sämtlichen lebenden Sprachen der Welt. An der Bar mit der blanken Sodafontäne drängten sich die Männer. Daneben schrie ein Papagei in seinem Käfig, offenbar bereits heftig angesteckt durch diese internationale Atmosphäre, Bruchstücke in wunderlichem Gemisch: „Heiho, Kameraden! — Avanti, avanti — De Stürman is dor, de Stürman is dor. Rataplan, rataplan. Little Girl I love you.“ Und dann ganz tief im echt Berliner Dialekt: „Oller Dussel. Oller Dussel.“

„Kommen Sie sir.“ Der Deutsche führte Bruck durch das Gewirr der Tische, Stühle und Menschen, über denen an der Decke ein zähnefletschender, ausgestopfter Haifisch hing, nach hinten. Dort saß in einer Nische ein Mann allein an einem Tisch.

Der Schiffskapitän war nicht zu erkennen. Breitschultrig, mit wettergebräuntem Gesicht, die breiten Fäuste auf der Tischplatte, auf der das Rumglas stand, blickte er mit kühlen, grauen Augen den beiden Männern entgegen.

„Kapitän Burns?“ fragte Bruck.

„Bin ich, was kann ich für Sie tun?“

Bruck und Burns gefielen sich auf den ersten Blick.

„Ich habe etwas für Sie, Käpt'n. Sind Sie noch frei?“

„Gewiß! Nehmen Sie Platz. Und schießen Sie los.“

Kapitän Burns war offenbar nicht für große Umschweife. Er schrie nach einer Flasche Rum und zwei reinen Gläsern. Als sie da waren, schenkte er ein. Dann berichtete Bruck in knappen Sätzen, was an der Sache war.

Burns und der Deutsche, der Bruck geführt hatte, hörten aufmerksam zu.

Der Deutsche war sofort Feuer und Flamme.

„Mister Bruck, wenn Sie mich gebrauchen können, ich bin der Ihre. Fritz Reck ist mein Name.“

Der junge Farmer sah ihn an.

„Gemacht, Mister Reck. Und Sie Käpt'n?“

„Natürlich bin ich mit von der Partie, mit meinem „Albatros“. Das ist doch mal was anderes als immerzu Frachten fahren. Verflixt — hätte ich bloß nicht das Mädchen an Bord genommen.“

Verlegen kratzte er sich an dem etwas stoppligen Kinn.

Bruck sah ihn verwundert an.

„Ein Mädchen? Ihre Tochter, Käpt'n?“

Burns schüttelte den Kopf.

„Nee, eben nich.“ Er gab sich einen Ruck. „Ich habe eine Passagierin und 'ne komische dazu. Ist zwar nicht das erste Mal, daß ich Reisende an Bord habe, der „Albatros“ ist ja darauf eingerichtet, aber so etwas ist mir bisher noch nicht vorgekommen.“

Er räusperte sich und trank sein Rumglas aus.

„Neulich sitze ich hier, da kommt eine Miß und setzt sich ohne weiteres an meinen Tisch. Erst denke ich, sie will mit mir anbändeln, wie das ja manche Mädchen im Hafen so an sich haben. Sie sah aber nicht danach aus und machte dann auch keine langen Umschweife, sondern legte gleich los. Sie sei Studentin, habe ihr Examen gemacht und wolle sich nun aus Freude darüber etwas Besonderes leisten. Andere, glaube ich, setzen sich in solchen Fällen auf einen Luxusdampfer und gondeln nach Europa, oder kaufen sich einen Haufen Kleider und Glitzerdinger, oder verloben sich zur Feier des Tages oder machen erst 'nen Blödsinn. Die Miß aber wollte weiter nichts, als auf 'nem kleinen Schiff ins Blaue zu gondeln. Es war ihr ziemlich gleich, ob es nach Westindien ging oder sonst wohin. Das überlasse ich Ihnen, sagte sie und glupschte mich mit ihren blauen Augen an. Dann habe ich ihr 'nen christlichen Passagepreis gemacht. Aber das ist ja nun ganz unmöglich, daß wir das Mädchen nach Guayana mitnehmen und nachher mit auf den Fluß, wo wir uns vielleicht noch mit den Indios rumhauen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

# Zwischenfall im Theater.

Erzählung von Artur Brausewetter.

Stadttheater: Gastspiel Fritz Varena als „Egmont“.

Fritz Varena war mein Jugendfreund. Wir saßen nach der Vorstellung in einer verborgenen Ecke des alten Ratskellers, und ich wollte dem Freunde viel des Guten über seinen Egmont sagen. Aber er brach ab. „Der Intendant bat mich, noch einmal hier aufzutreten. Ich muß versuchen, es auf der Rückreise möglich zu machen. Was möchtest du sehen?“

„Den Ferdinand in „Kabale und Liebe“.“

Da fuhr sich der andere mit der feingeäderten Hand an die Stirn, als wollte er irgend etwas Lastendes von ihr fortwischen.

„Den Ferdinand in „Kabale und Liebe“.“

Und dann: „Es ist das Rätselhafteste, was ich in meiner Laufbahn erlebt habe. So höre:

Es sind jetzt wohl zehn Jahre her. Mein Name fing an, Klang zu erhalten. Da kam ich auf meiner ersten Gastspielreise an das Theater in Würzburg. Ich hatte gerade die erste Szene zum zweiten Male durchprobt, da betrat der Direktor die Bühne, ein junges Ding von höchstens achtzehn Jahren an der Hand führend. „Fräulein Lilli Petschow, Ihre Elisabeth“, stellte er vor. „Die Kleine hat solches Lampenfieber!“

Und in der Tat, in den großen schwarzen Augen, die sich mit einem scheuen Aufschlag zu mir hoben — sie war klein und sehr zierlich —, lag die Furcht eines Kindes, das wegen eines Vergehens vor einen unerbittlichen Lehrer geführt wird. Auch während der Probe benahm sich meine kleine Elisabeth nicht allzu königlich; meine Ausstellungen machten sie vollends verzagt; sie kämpfte fortwährend mit den Tränen.

So beschränkte ich mich vorerst auf die notwendigsten Verbesserungen und bekümmerte mich nicht viel um sie.

Als wir nach dem dritten Akt eine Pause machten, trat sie schüchtern auf mich zu: „Sie haben mich aufgegeben, nicht wahr? Ich weiß ja auch, ich fühle es, daß ich nichts kann.“

Es war etwas Ergreifendes in ihren Worten, sie entwaffneten mich.

„Ich denke gar nicht daran, Sie aufzugeben, mein liebes Fräulein“, erwiderte ich. „Ich will Sie nur vor den anderen nicht noch mehr verwirren. Aber wenn es Ihnen recht ist, komme ich heute nachmittag, sowie ich geruht habe, in Ihre Wohnung, und wir proben Ihre Elisabeth einmal allein durch.“

Ich sehe ihr erschrecktes, zugleich beglücktes Gesicht. „Also nicht aufgegeben . . . nicht aufgegeben!“ Das war alles, was sie entgegnete.

Es waren zwei köstliche Stunden. Sie war eine ganz andere. Mit einem Feingefühl, das etwas Entzückendes hatte, las sie mir jeden Wink von den Augen. Des Abends aber . . . ja, ich weiß wirklich nicht, galt der Beifall, der das Haus durchtobte, meinem Carlos oder ihrer Elisabeth?

Der Direktor schien jedenfalls das letztere anzunehmen. Er schwelgte im Stolz auf seine Entdeckung: „Ich hab' gewußt, daß die ihren Weg machen würde. Aber selbst wenn die Hofburg sie morgen ruft, ich entbinde sie nicht von ihrem Vertrag. Nein, um keinen Preis tue ich das.“

Nun, die Hofburg rief sie nicht. Ich hörte überhaupt kaum von ihr. Nur daß sie mit dem Herzen nicht ganz in Ordnung war, trug man mir zu, und es mit einem Sänger hielt, der sich mit seinem Tenor in die Seelen der Frauen gesungen hatte, im übrigen aber ein eifersüchtiger und gewalttätiger Mensch war. Sie dauerte mich. Und wenn ich jetzt des öfteren nach Würzburg kam, so war es nicht nur die Schönheit der Stadt, die es mir angetan — es war etwas anderes, mir nicht recht Begreifliches.

Aber seltsam . . . je öfter ich kam, um so mehr wich sie mir aus. Als fürchte sie meine Nähe. Und nun geschah das Unbegreifliche.

Wir hatten alle Rollen zusammen gespielt: Hero und Leander, Romeo und Julia, Hamlet und Ophelia — nur als Ferdinand war ich noch nicht in Würzburg aufgetreten. Wunderbarerweise hatte ihn der Direktor nie gewählt, obwohl er jedesmal auf der Liste stand, die ich ihm einreichte. Ich fragte ihn.

„Da ist nichts zu machen“, sagte er. „Die kleine Petschow spielt die Luise nicht. Um keinen Preis.“

„Spielt sie nicht? Weshalb denn nicht?“

„Das sagt sie niemandem.“
„Ich werde zu ihr gehen.“
„Es wird Ihnen nichts helfen.“

Und es half mir wirklich nichts. Kaum hatte ich meine Bitte geäußert, da streckte sie mir beide Arme mit einer Gebärde entgegen, in der etwas ängstlich Abwehrendes, zugleich aber eine Entschlossenheit war, wie ich sie nie an ihr bemerkt hatte. „Machen Sie, was Sie wollen. Ich spiele die Luise nicht.“ Ich wußte, daß ich kein Wort mehr aus ihr herausbringen wrde, und gab den Ferdinand auf.

Aber im nächsten Jahre war es nicht mehr zu umgehen. Sie blieb bei ihrer Weigerung. Eine Hilfskraft wurde gewonnen. Aber seltsam . . . zwei Stunden vor der Vorführung erkrankte diese heftig und mußte absagen. Das Haus war ausverkauft. Der Direktor verzweifelte. Ich eilte zu Lilli . . . Sie sagte zu. Es klang wie müde Ergebung in etwas Unabwendbares . . .

Ich weiß nicht, was mir an jenem Abend war. Die Worte, die ich sonst so gerne sprach, erstickten mir in der Kehle. Immer mußte ich auf sie sehen. Sie trug ein schlichtes weißes Kleid. Die dunklen Haare, ganz einfach gescheitelt, umschmiegten das bleiche Gesicht wie die Blätter eine Rose. Und sie spielte und sprach wie eine Nachtwandlerin. Ganz von ferne her klangen ihre Worte zu mir herüber.

Das letzte Zwiegespräch! Wir hören uns beide nicht mehr. Ich trinke die Limonade. Ich reiche sie ihr. „Versuche!“ Sie nimmt das Glas . . . unwillig, zögernd. Dann trinkt sie.

„Die Limonade ist gut.“ Nie habe ich diese Worte so sprechen hören.

„Wohl bekomm's!“ rufe ich hinüber. Sie sinkt auf den Stuhl.

Ich warte auf mein Stichwort. Es kommt nicht. Ich warte — — ein kaltes Grauen packt mich. Ich raffe mich auf, rufe ihr das Stichwort zu — — —

Aber schon ist der Spielleiter aus der Kulisse getreten, auf sie zugeeilt. „Eine tiefe Ohnmacht!“

„Nein“, antwortet der Arzt, der auch plötzlich da ist. „Sie ist tot“.“

Eine lange, lange Pause.

„Sie hat sich vergiftet“, sage ich endlich.

„Nein — die Angst hat sie getötet. Nichts anderes.“

„Die Angst? Wovor“

„Vor dieser Rolle.“

„Du erhieltest eine Aufklärung?“

„Einen Anhalt. — In ihren Papieren fand sich ein sorgsam verwahrter Zettel. Er stammte von ihrer Mutter und war auf dem Krankenlager, kaum leserlich, geschrieben.“

„Was stand auf dem Zettel?“

„Glaube mir, ich sterbe keines natürlichen Todes. Dein Vater — wäre ich meiner Stimme gefolgt!“

„Ein Rätsel!“

„Nicht so ganz. Ihre Mutter war eine gefeierte Darstellerin der Mannheimer Bühne. Sie heiratete den jugendlichen Liebhaber und gab ihm Anlaß zur Eifersucht. Einen Tag, nachdem sie mit ihm die Luise Millerin gespielt, starb sie.“

„Von ihm vergiftet?“

„Niemand weiß es.“

---

# Die Sommerbilder schwinden.

**Der Sternenhimmel im Oktober.**

**Von Dr. Dr Carl G. Cornelius.**

Der Oktober vereinigt in den Abendstunden (Anfang des Monats um 23, Mitte um 22, Ende um 21 Uhr) zum letzten Male in diesem Jahr die absteigenden Sommerkonstellationen mit den typischen Herbstbildern und den heraufkommenden Wintersternen. An ihrer Spitze steht in mittlerer Höhe im Nordosten Capella, und unter ihr schließen sich der Stier mit dem Sternhaufen des Siebengestirns und dem rötlichen Hauptpunkt Aldebaran sowie das erstmalig wiedererscheinende Sternenpaar der Zwillinge (Castor und Pollux) an.

Aus ihrer Gegend scheint im letzten Monatsdrittel der Sternschnuppenschwarm der Oktober-Geminiden (auch im Dezember treten in diesem Himmelsteil Schnuppen auf!) seinen Auszug zu nehmen. Als Hauptvertreter der Herbststerne stehen Andromeda mit dem linsenförmigen Nebelfleck über dem mittleren der drei Lichtpunkte des Sternenbandes und das Viereck des Pegasus hoch am Südhimmel. Widder, Fische und Walfisch folgen unterhalb, während dicht über dem Horizont Fluß Eridanus und Südlicher Fisch mit dem gelben Stern erster Größe Fomalhaut genau im Süden als in Deutschland nie völlig sichtbar werdende Figuren des Südhimmels kurz auftauchen.

Im Südwesten sind ziemlich tief die wenig markanten Bilder des Wassermannes und Steinbocks zu finden. Den Westen füllen die scheidenden Sommersterne. Zuoberst der Schwan, der senkrecht dem Gesichtskreis zuzufliegen scheint. Deneb, sein Hauptstern erster Größe, stellt dabei den der Flugrichtung abgewandten Endpunkt dar. Die Leier mit der weißen Wega und der Adler mit Atair flankieren ihn, während die weiteren Sommerbilder Herkules, Krone und Schlangenträger nur noch teilweise sichtbar sind. Im Norden finden sich, vom Horizont zum Scheitelpunkt des Himmels ansteigend, die allmonatlich ohne Veränderung zu beobachtenden Konstellationen des Großen und des Kleinen Bären mit dem sich zwischen ihnen hindurchwindenden langgestreckten Drachen sowie Cepheus und das W der Kassiopeia. Errichtet man auf der gedachten Verbindungslinie der beiden Lichtpunkte, die dem Anfangsstrich dieses Buchstabenzuges entsprechen, eine Senkrechte auf den bekannten Stern Algol im Perseus zu, so trifft man etwa in einem Drittel dieser Linie auf zwei reizvolle runde Sternhaufen, die dem Opernglas dankbare Objekte bieten.

Die Beobachtungslage der Planeten verbessert sich gegenüber dem Vormonat etwas, indem — mit Ausnahme von Merkur — sämtliche Wandelsterne beobachtet werden können. Am Abendhimmel ist Venus, die am 16. ihre größte Helligkeit erreicht, nur noch etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang zu sehen. Hoch am Südhimmel strahlt abends Jupiter, um in der ersten Morgenstunde unter den Gesichtskreis zu sinken. Die ganze Nacht über kann Saturn in den Fischen als gelbes Scheibchen beobachtet werden, ebenso Uranus, den Geübte mit bloßem Auge im Widder finden können. Gegen 4 Uhr kommt im Osten Mars über den Horizont; er bietet am 21. mit der abnehmenden Mondsichel eine schöne Konstellation. Neptun kommt zum Monatsende mit dem Löwen morgens herauf.

Die Sonne überschreitet am 24. die Grenze vom Zeichen der Waage zu dem des Skorpions. Die Tageslänge sinkt von 11 Stunden 36 Minuten am 1. auf 9 Stunden 50 Minuten am 31. Oktober. Die Hauptphasen des Mondes fallen auf folgende Daten: Erstes Viertel am 1. um 12 Uhr 45 Minuten, Vollmond am 9. um 10 Uhr 37 Minuten, Letztes Viertel am 16. um 10 Uhr 24 Minuten, Neumond am 23. um 9 Uhr 42 Minuten und abermals Erstes Viertel am 31. um 8 Uhr 45 Minuten.



## Lustige Ecke



**U-Boot-Leute unter sich.**




„Hör' mal, du Periskopen-Esel, du weißt doch, daß ich's nicht ausstehen kann, wenn jemand über meine Schulter hinweg Zeitung liest!“

---

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; Druck und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg